des Inhaltes zu leeren, sprang die Dogge mit einem Tigersatz auf den Tisch und stellte sich zähnefletschend zwischen ihren Herrn und den lockenden Weinrest. Mit flehenden Augen starrte das Tier auf den Menschen, den es liebte. Sein Instinkt riet ihm, sich den Wein zu erobern. Seine Treue aber hielt es davon ab, seinen Herrn anzuspringen, als dieser einen Küchenstuhl erhob, um auf den Hund loszugehen. Christian verlor vor Wut jede Besonnenheit. Der Hund war durch keinen noch so strengen Befehl, durch keine noch so heftige Drohung von seinem Platz zu entfernen. Christian wurde plötzlich von einem peinigenden Durst befallen und versuchte ein letztes Mal den Hund zu bewegen, das Weinglas freizugeben. Die Dogge rührte sich nicht. Da langte der Alte einen Karabiner von der Wand und zählte, fast brüllend: „Eins! — Zwei! — —"

Auf „Drei" — der Hund hatte sich in einem letzten Ansturm von Gehorsam eben vom Weinglas entfernen wollen — krachte der Schuß, der „Rib" ins rechte Auge traf und niederstreckte. Schwer fiel der Körper des Hundes vom Tisch und riß in seinem Fall das Weinglas mit zu Boden...

Der ehemalige Kassenbote Christian Zuber, ein treuer und verläßlicher Beamter, ist seit einigen Jahren im Irrenhaus. Wenn ihm der Arzt das Wort „Weinhund" zuruft strahlt Christians Gesicht hell auf und seine Hände streicheln über einen imaginären Hundekopf, den es doch in einem richtigen Irrenhaus gar nicht gibt.

Achtung — Vogelnest!

Skizze von Heinrich Zerkaulen

Peter Grundel hat sich einen wunderschönen Briefkasten an den Gartenzaun gebaut, hoch und viereckig, mit breitem Schlitz, daß ordentlich was hineingeht: Aufträge — Aufträge.

Er ist Architekt, er versteht etwas vom Bauen. Da es ihm gut ging, haben er und seine Frau Barbara gespart, Scheinchen um Scheinchen. Die anderen machten derweilen ihre schönen Reisen und freuten sich des Lebens. Die beiden haben davon nur geträumt. Doch dann ist Peter Grundel wie Tausende vor ihm abgebaut worden und würde jetzt in den Mond zucken, wenn er nicht so gut gewirtschaftet hätte.

Soweit wäre alles in Ordnung. Man brauchte nicht gerade Hunger zu leiden und könnte weiter sehen.

Aber da taten die beiden etwas, das allgemeines Kopfschütteln hervorrief. Peter Grundel nämlich überzählte die gesparten Scheinchen, und dann hielt er mit Frau Barbara großen Rat. Für diese Scheinchen konnte man vielleicht fünf Jahre sorglos leben. Wenn es gutging. Oder man konnte sich ein Häuschen bauen, und die Scheinchen waren gesichert. Also siedelte sich Peter Grundel am Rande der Stadt an und baute mitten in einen Garten hinein sein kleines Haus. Mit diesem hohen und viereckigen Briefkasten am Gartenzaun, mit dem breiten Schlitz, daß ordentlich was hineingeht: Aufträge!

In dieser Zeit und bauen! Die Leute schüttelten den Kopf. Die einen hielten ihn für verrückt, die anderen für größenwahnsinnig und die dritten für einen Millionär. Mochten sie nur. Nachmachen!

Nun geht Peter Grundel über den Streifen Erde, der sein Eigentum ist. Gras wächst da, und vier alte Linden gehören auch dazu. Ein guter Freund hat ihm eine junge Birke gestiftet. Aber an die zwanzig Jahre wird das wohl dauern, ehe man von einer wirklichen Birke sprechen kann.

Zwanzig Jahre — eine Kleinigkeit! Peter Grundel lacht. Zuerst erklärt er Frau Barbara: „Ich werde hier achtzig Jahre alt." Dann erhöht er die Jahre freiwillig auf fünfundachtzig. Jetzt hat er die Altersgrenze ganz aufgehoben und will überhaupt nicht mehr sterben.

Verrückt also?

Jedenfalls stehen die Dinge nun so, daß die täglichen Erkenntnisse sich geradezu überstürzen. Daß Peter Grundel die Welt mit all ihrer Not von einer ganz anderen Ecke aus sieht. Daß er gleichsam ständig und mit jedem Tag von neuem anfängt. Daß er vor Frau Barbara große Reden hält. Daß er mitunter darüber erschrickt, was ihm alles so einfällt, mehr nämlich, als einem Architekten sonst dienlich zu sein braucht.

Sein Haus ist ihm ein Zauberschloß, der Tag ein Kreislauf durch alle zwölf Monate des Jahres. Er denkt und redet: „Baut, Kinder! Baut Euch so einen kleinen Kotten — nicht, weil ich Architekt bin. Nur, weil ich plötzlich so jung geworden. Weil ich plötzlich Herr auf einem Streifen Erde bin. Weil der Himmel über mir mein Himmel ist. Weil der Sturm, der durch meine vier Linden fährt, mir gehört. Weil ich die Luken schließe, wenn der Regen über meinem Dach rauscht, und weil ich mir dabei vorstelle, ich fahre durch Gottes Güte. Legt doch mit Hand an, siedelt, denkt er. Deutschland ist arm an Geld, aber reich an Land."

Um es rund heraus zu sagen: Peter Grundel predigt neuerdings sogar. Frau Barbara hält sich die Ohren zu. Er soll lieber Bauangebote herausschicken, rennen, stürzen, laufen. Doch da poltert er los. So hieß bis jetzt die berühmte Losung vom Geld auf der Straße. Nein, umgekehrt. Fort von dieser Straße und ihrem Dreckgeld. Zurück auf den Streifen Erde, zurück hinter die vier alten Linden. Mitsingen im Hymnus der Vögel, mitstürmen im Sturm der Wolken!

„Aber bringt sie Dir was ein, die Schwärmerei? Kann man davon leben — kann man das Haus essen?" höhnt Barbara.

Da klingelt ein Mann draußen. Noch einmal. Peter Grundel und die Barbara sehen durch die Gardine, daß es der Briefträger ist. Peter Grundel schreit hinaus, warum jener die Postsachen nicht in den Kasten werfe, der Schlitz sei doch groß genug. Und überhaupt, es käme ja doch nichts Gescheites. Von Aufträgen keine Spur.

Aber der Briefträger lacht. Er winkt wie ein Junge, steckt seine Nase in den Schlitz des Briefkastens, winkt noch einmal.

Da kommen sie beide, Peter Grundel und die Barbara. Da stehen sie alle drei um den Kasten. Ueber Nacht sind Laub und Moos und Federzeug hineingeschleppt worden. Da liegen zwei kleine runde Eier drin — das Vogelnest im Briefkasten.

Man dürfe es um Himmels willen nicht ausräumen, meint der Briefträger. Die Nachbarsfrau kommt gelaufen und stimmt mit ein. Fußgänger gesellen sich hinzu. Schließlich hält ein kleiner Menschenhaufen vor dem Briefkasten. Alle haben sie auf einmal Zeit. Nichts ist ihnen so wichtig wie jetzt das Vogelnest. Das Idyll triumphiert über das Tempo. Es ist, als horche jeder in sich hinein. Bis endlich der Briefträger mit tiefem Ernst feststellt, es bedeute ein unerhörtes Glück.

Glück?

Peter Grundel schielt sein Häuschen an, den Streifen Erde, die vier Linden, die Barbara. Noch mehr Glück? Gut, er hat Kunden geworben und auf Anzeigen geschrieben. Er hat sich an dem Preisausschreiben für eine Stadtsiedlung beteiligt, er hat sich und seine Arbeitskraft angeboten bei Krethi und Plethi.

Glück?

Die Menschen verlaufen sich wieder, der Briefträger verabschiedet sich. Jeder mit einem Lächeln auf dem Gesicht. Und Peter Grundel erwacht. Er will dem Briefträger noch eine dumme Antwort nachrufen. Er glaubt nicht mehr an derlei Mätzchen wie Geld auf der Straße und Glück im Vogelnest. Er nicht.

Da sieht er den Brief auf dem Kasten liegen, den der Postbote nicht in den Schlitz werfen wollte, weil —

Peter Grundel reißt den Umschlag gedankenlos auf, liest und muß plötzlich laut lachen. Er versteht nichts von dem, was da geschrieben steht, er fühlt nur einen rasenden Kopfschmerz. Aber es ist auch kein Kopfschmerz. Er muß schlucken und kann es nicht. Er will sprechen, und es geht nicht.

Frau Barbara sieht ihrem Mann ratlos nach, da er wie ein Pfeil ins Haus schießt, um gleich darauf mit einem Farbtopf in der Hand zurückzukommen. Er pfeift wie eine Kohlmeise.

„Was hast Du denn auf einmal?" fragt endlich die Barbara.

„Den ersten Preis für die neue Stadtsiedlung!" schreit Peter Grundel und malt mit ungelenken Buchstaben, weil er vor Freude und Ueberraschung noch zittert, über den breiten Schlitz seines Briefkastens: „Nichts hineinwerfen! Achtung — Vogelnest!"

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 64 | **9. August 1933** | **7. Jahrgang**

Der Mager Gold

VON ANTON SCHWAB

6. Fortsetzung

„Hier sehen Sie, in der linken Ecke, da hat der Maler etwas angedeutet. Hier wollte er anscheinend noch eine Figur hinmalen. Vielleicht ist sie aber seinem Gedächtnis entschwunden. Ich nehme an, daß es das Kind sein sollte. Wollen wir Herrn van Hevel das Bild zeigen?"

Alle blickten auf den Arzt.

Der zuckte die Achseln.

„Ja, die Frage ist schwer zu beantworten, meine Herren. Die Erschütterung kann ihm den Tod bringen, kann aber auch helfen, die Lähmung zu beseitigen. Wie denken Sie, meine Herrn?"

„Sie als seine Tochter haben das Wort, Fräulein Oda. Wollen wir es wagen?"

Leise entgegnete das Mädchen: „Es geht um das Leben meiner Schwester und des Kindes, wir müssen es wagen!"

* * *

Als man nach vorsichtiger Einleitung Herrn van Hevel das seltsame Bild zeigte, da zuckte er in jähem Entsetzen zusammen.

Sie sahen, wie sich seine Lippen krampfhaft bemühten, aber er vermochte keinen Laut von sich zu geben. Verzweifelt sah er sie an.

„Herr van Hevel", sagte Peter Lutz warm, „ich muß Sie heute noch einmal quälen. Fühlen Sie sich stark genug, um uns einige Fragen zu beantworten?"

Des Gelähmten Augen antworteten: „Ja".

Da begann Peter:

„Kennen Sie den alten Mann auf diesem Bilde?"

„Ja —"

„Bitte, sagen Sie uns seinen Namen. Ich werde buchstabieren."

Wieder begann er mit dem ABC.

Bei D antwortete das Auge schon.

Ein Buchstabe nach dem anderen kam so zutage.

Nach einigen Minuten stand auf dem Papier: „Der alte Gaukler Abejida."

„Wissen Sie den Wohnort dieses Mannes in Abessinien?"

„Nein", antwortete van Hevel.

„Sind Sie bei ihm gewesen?"

„Ja!"

„Haben Sie Ihre Frau von dort mitgebracht?"

„Ja!"

Alle waren seltsam erregt.

Peter Lutz kam plötzlich ein Gedanke.

„Ihre Frau lebte bei Abejida?"

„Ja!"

„War sie seine Pflegetochter?"

„Nein!"

„Was war sie denn? Ich werde buchstabieren."

Und wieder mußte das ABC helfen.

Zu aller Erstaunen war die Antwort: „Gefangene"

„So haben Sie Ihre Frau geraubt?"

„Ja!"

„Wissen Sie wenigstens, in welcher Provinz es war?"

Wieder half das ABC.

„Dembea, in den Bergen."

„Glauben Sie, daß wir dort auch Ihre Tochter und das Kind wiederfinden werden?"

„Ja!"

„So ist die Entführung der beiden aus Rache geschehen?"

Seltsamerweise antworteten die Augen jetzt „Nein!"

„Aus welchem anderen Grunde?"

Nach wenigen Minuten war die Antwort gegeben.

„Wegen dem Gold", lautete die geheimnisvolle Antwort.

Peter Lutz kam in immer stärkere Aufregung. Er wollte weiter fragen, aber das Haupt des Gelähmten sank herab, und der Arzt bemühte sich um ihn.

Er ordnete die sofortige Ueberführung ins Bett an.

Als er zurückkam, war sein Gesicht sehr ernst.

„Meine Herren, Fräulein van Hevel . . ." der Zustand Ihres Herrn Vaters ist sehr ernst. Wir werden die nächsten Tage nichts von ihm hören können. Er liegt bewußtlos. Ich muß sogar befürchten, daß Gefahr für sein Leben besteht."

Das Wort traf Oda besonders hart. Tränen stiegen ihr in die Augen.

„Das ist bitter für uns", sagte Peter. „Wir müssen etwas tun."

„Wir können nicht warten, bis dieser Abejida in Abessinien angelangt ist, wir müssen ihm zuvorkommen. Was tun wir nur, Karel? Dein Schwiegervater hat gewiß Papiere aus der früheren Zeit, aus denen vielleicht hervorgeht, was wir noch wissen müssen. Was meinst du, was meinen Sie, Fräulein Oda, wollen wir so eigenmächtig sein, nachzusuchen?"

Karel und Oda blickten sich an.

Dann ergriff Oda entschlossen das Wort: „Es muß sein, wir werden es tun, und Vater wird uns nicht grollen."

Unverzüglich machte man sich daran.

Karel sah alle Papiere in Gemeinschaft mit Oda durch. Aber es war nutzlos. Außer wissenschaftlichen Berichten, Notizen, die noch nicht buchmäßig verarbeitet waren, war nicht das geringste vorhanden, aus dem man hätte Aufklärung schöpfen können.

Was nun tun!

Peter Lutz überlegte eine Weile, dann nahm er Hut und Mantel und verabschiedete sich.

„Heute nachmittag bin ich wieder da. Ich muß etwas einleiten."

* * *

Am Nachmittag kam er wieder.

Seine Augen strahlten vor Unternehmungslust und festem Willen.

„Wie geht es Herrn van Hevel?"

„Gottlob besser! Er ist bei Bewußtsein, und der Arzt meint, daß die ärgste Gefahr vorüber sei. Aber an eine weitere Vernehmung sei vorläufig nicht zu denken."

Ich habe mich schon damit abgefunden. Also heute habe ich alles festgemacht. Morgen fahre ich mit dem Flugzeug nach Alexandria. Mein Freund Mühlenschulte, der bekannte Afrikaflieger, erwartet mich dort mit seinem Flugzeug und mit ihm fliege ich nach Abessinien."

„Ich fliege mit", sagte Karel schnell.

„Nein, nein, mein lieber Karel", wehrte Peter bestimmt ab, „du kannst mir diesmal, nimm es mir nicht übel, nicht viel nützen. Deine Gesundheit ist zu strapaziert und du hältst jetzt Abessinien, wenn du dir noch so viel Mühe gibst, einfach nicht aus."

„Dann nehmen Sie mich mit, Peter", sagte Oda fest.

„Nein, Fräulein Oda! Da ist die Sache zu gefährlich! Hier sind Teufelsmächte im Spiel, das ist nichts für ein Mädchen."

„Sie müssen mich mitnehmen. Es geht um meine Schwester. Ich bin gesund und kräftig. Mir wird es nichts ausmachen. Was für Strapazen auch kommen, mein durchtrainierter Körper hält sie aus."

„Daran will ich nicht zweifeln, Fräulein Oda. Aber das Land ist nichts für ein Mädchen. Es ist ein schönes, aber auch hartes Land, und ich weiß nicht, von welcher Art unsere Feinde drüben sind. Sie dürfen Ihr Leben nicht in Gefahr bringen.."

Aber Oda hörte nicht auf, ihn zu bitten, und Peter Lutz gab schließlich doch nach.

„Also gut, Sie fahren mit, und Karel wird sich hier um alles kümmern."

Karel Lundby hörte es gequält. Er schämte sich beinahe, aber Peter hatte nur zu recht. Seine Gesundheit war durch das große Leid erschüttert. Er fügte sich.

II.

Peter Lutz hatte die Reise bis aufs Kleinste vorbereitet.

Punkt 6 Uhr früh stieg das Flugzeug des Hansa-Lloyds, das Peter gemietet hatte, zum Afrikaflug auf. Als es seine Schwingen hob, ging ein eigenartiges Gefühl durch Oda. Sie schaute herab auf Berlin, das immer kleiner wurde, immer mehr entschwand.

Bald war die Erde überhaupt ihren Blicken entschwunden, sie fuhren im Morgennebel.

„Sind Sie schon oft im Flugzeug gefahren, Fräulein Oda?"

„Nein, das hatte ich mir noch aufgespart für die kommenden Jahre. Aber es ist doch unbeschreiblich schön."

„Ach, der schönste Teil der Strecke kommt erst noch, wenn wir über die Gebirge fliegen."

„Welche Route fliegen wir?"

„Ueber Italien! Es ist die kürzeste von allen. Daß ich gestern so rasche Verbindung mit meinem Freunde Mühlenschulte bekam, das war ein großes Glück. Durch seinen Bruder erfuhr ich, daß er in Alexandrien festsitzt. Er erwartet dort einen amerikanischen Millionär, den er auf die Jagd nach Innerafrika begleiten soll. Die Sache hat sich nun aber verzögert, eine Krankheit ist dazwischen gekommen. Er hat ein prachtvolles Junkers-Ganzmetallflugzeug, urzuverlässig. Das bringt uns bis nach Abessinien."

„Wann sind wir in Alexandria?"

„Heute abend punkt 6 Uhr landen wir, wenn keine Zwischenfälle eintreten."

In gleichmäßiger Fahrt brummten die Motoren. Der dumpfe Ton hatte etwas Beruhigendes an sich, beinahe einschläfernd wirkte er auf Oda, so daß sie gegen Mittag, als sie über die Alpen flogen, von Peter geweckt werden mußte.

Das herrliche Panorama bot sich ihnen, als sie über die schneebedeckten Häupter der Giganten, die weißen Gletscher hinflogen.

Voll tiefer Andacht betrachtete sie das herrliche Bild, das sich ihr bot.

Wie schön war doch die Welt, und barg trotzdem so viel Leid.

Italien!

Freilich, hier oben spürten sie in ihrer geräumigen, freundlichen Kabine nichts von der tropischen Glut, die an diesem Tage über Italien lag.

Ohne Störung und ganz programmäßig ging die Fahrt vonstatten.

In Rom fand eine Zwischenlandung statt. Neuer Betriebsstoff wurde eingenommen und nach Erledigung der Formalitäten ging es nach einer halben Stunde weiter, dem Ziele — Alexandria — zu.

* * *

Als sie aus dem Flugzeug in Alexandria herausklettern, da empfing sie Mühlenschulte, der frische, muntere Junge — er wirkte trotz seiner 33 Jahre nicht anders als ein Junge — mit herzlichem Willkommengruß.

„Fein, daß du da bist! Willkommen, gnädiges Fräulein! Also . . . ich kann dir nicht sagen, was für eine Freude du mir gemacht hast! Mann, Peter, ich sitze hier fest und kann nicht weiter! Dieser Millionär muß gerade jetzt, in der schönsten Zeit krank werden. Und muß dazu noch vergessen, mir Geld zu schicken! Ich hatte die Tage nicht mal Geld zum Betriebsstoff! Mußte in dem verfl . . . Kaff hocken!"

„Aber, lieber Junge, du weißt doch, daß ich dir immer zur Verfügung stehe! Ein Telegramm . . .!"

„Hätte auch an meine Leute daheim genügt! Aber ich wollte es nicht! Ich bin doch engagiert und da mag der Dollarmann dafür sorgen, daß ich was zu beißen habe! Uebrigens, heute ist das Geld telegraphisch gekommen! Aber jetzt kommen Sie, gnädiges Fräulein! Bitte, geben Sie mir Ihre Tasche!"

„Unser Gepäck?" fragte Oda verlegen.

„Oh, das besorgen meine Boys, gnädiges Fräulein. Die sind zuverlässig! Mit der Zollabfertigung habe ich schon gesprochen. Die Boys weisen alles vor und erhalten den Stempel. Wir gehen jetzt durch die Zollstelle."

Ein würdiger, dem Aussehen nach türkischer Beamter, grüßte sehr respektvoll.

Ein paar Worte genügten, alles ging in Ordnung.

Draußen winkte Mühlenschulte einem Auto.

Die Boys brachten die Koffer in einem zweiten unter, und man fuhr nach dem Hotel.

* * *

(Fortsetzung folgt)

Der Weinhund

Skizze von Fred A. Angermayer

Als Christian Zuber noch wohlbestallter Kassenbote der gräflichen Weinkellereien war, ließ er sich, da ihn sein Weg oft durch wuchernden Jungwald führte, gern von seiner wachsamen und bissigen Dogge begleiten. Nicht nur, weil er fast immer größere Summen bei sich trug und die Gegend keineswegs geheuer war, sondern weil er fast in jedem Wirtshaus, als eine Art von Trinkgeld, einen oder gar mehrere Schoppen Rheinwein zu genehmigen hatte. Trotz jahrelanger Praxis hätte sich Christian in so beschwingter Stimmung mehr als einmal verlaufen, doch auf seine Dogge war Verlaß.

Acht Jahre versah Christian, der inzwischen an die Sechzig war, seinen keineswegs allzu schweren Dienst, und auch die Dogge hatte sich im Laufe der Jahre in ihre Führerrolle hineingelebt. Wenn Christian aufzubrechen vergaß, zerrte der Hund an seiner Leine, aber da sich der gute Alte nicht gern in seinem Trinkvergnügen stören lassen wollte, blieb die Leine in Zukunft zu Hause.

Nun hatte Christian wenigstens im Wirtshaus seine Ruhe, und der Hund kroch still unter den Stuhl seines Herrn oder pirschte, wenn es ihm ausnahmsweise erlaubt wurde, brockensuchend zwischen den Tischen hin und her.

Eines Nachmittags hatte Christian im „Rheinschiff" eine größere Summe einzukassieren und begab sich mit dem dicken Wirt ins Nebenzimmer. Während seiner Abwesenheit machten sich einige Stammgäste den Spaß, der Dogge eine Schüssel Wein vorzusetzen. Der Hund schnupperte anfangs mißtrauisch an der Schüssel, schüttelte bedächtig den mächtigen Kopf. Durch kein noch so freundliches Zureden war er zunächst zu bewegen, den vorgesetzten Heurigen zu kosten. Der dicke Bäckermeister, dem diese Sache höllischen Spaß machte, wollte dem Hund aus Enttäuschung einen Fußtritt versetzen, doch „Rih" kannte die Menschen sehr genau und verzog sich eilends hinter den Schanktisch. Nun beschlossen die halb angezechten Stammgäste, der Dogge einfach die weingefüllte Schüssel hinzustellen und sich nicht weiter mehr um sie zu kümmern.

„Denn", sagte der Barbier, „so ein Hund hat seine Mucken und schämt sich vielleicht, wenn wir ihm beim Weintrinken zusehen!"

Inzwischen hatte Christian sein Geld kassiert und pfiff der Dogge, die wie ein Pfeil hinter dem Büfett hervorschoß und sich noch rasch und verstohlen die Schnauze leckte.

Als Christian mit seinem Begleiter fort war, holte der dicke Bäckermeister die Schüssel hinter dem Schanktisch hervor und konstatierte grinsend, daß sie leer war.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß mit diesem Tage Christians Unglück anfing.

„Rih" war seit Wochen nicht mehr ganz der Alte.

Vom Wasser schien er überhaupt nichts mehr wissen zu wollen. Eine geschlagene Stunde lang bemühte sich Christian nun des öfteren, den Hund zum Wassertrinken zu veranlassen. Es gelang ihm nur mit aller Strenge.

Was hat denn dieser Kerl bloß? fragte er sich und schüttelte den Kopf. Dann begann er eines jener eigenartigen Zwiegespräche, die zwischen Mensch und Tier, wenn sie sich besonders gut verstehen, an der Tagesordnung sind. Die Dogge knurrte zu den Vorwürfen ihres Herrn, zog den Kopf zwischen die Pfoten und schien von nichts wissen zu wollen.

Christian zündete sich eine Pfeife an und wollte aus dem Küchenschrank ein Stück Fleisch für seinen Hund holen. Vorher aber griff er, aus alter Gewohnheit, zu dem dicht neben ihm stehenden Weinglas und tat einen Schluck daraus.

Da schoß der Hund auf und sprang freudig an Christian hoch. Das kam so unerwartet, daß Christian den ganzen Schoppen Wein auf die Küchenfliesen vergoß. Wie der Blitz war „Rih" am Tischende und leckte wie ein Besessener den verschütteten Wein auf. Kopfschüttelnd sah Christian der Dogge zu. Dann schrie er den Hund an: „Was? Wein willst du saufen, du Luder?"

Die Dogge knurrte wie bejahend.

Ach, das kann doch höchstens ein Zufall sein! tröstete sich Christian und schob entschlossen einen Napf mit Wasser vor das Tier. Der Hund wandte sich ab.

„Ja, so was!" brummte Christian, „wer hat dir denn das Weinsaufen gelernt?"

Die Dogge sah mit großen Augen auf ihren Herrn.

Christian lachte auf. Dann stellte er, um die Probe aufs Exempel zu machen, dem Hund wieder etwas Wein hin, der sekundenschnell ausgeleckt wurde. Tags darauf besuchte Christian alle Gastwirte und fragte, ob sie sich etwa den dummen Spaß erlaubt hätten, ihm seine Dogge zu verderben.

Die Wirte schienen für seine Frage nur wenig Verständnis zu haben und lachten ihn aus. Die Stammgäste im „Rheinschiff" aber hüteten sich, dem jähzornigen Christian die Wahrheit zu sagen.

Da sich Christian an die Begleitung seiner Dogge so gewöhnt hatte, daß er ohne sie nicht mehr ausgehen wollte, fand er sich schließlich mit der Weingier seines Hundes ab. Nun wehrte er auch den Wirten nicht, wenn sie, nachdem sie erst Christian mit einem Schoppen versorgt hatten, auch der Dogge eine Untertasse voll Wein hinstellten. Herr und Hund gediehen bei dieser liebenswürdigen Behandlung in beneidenswerter Weise, und die gräfliche Kellereiverwaltung, die zufällig vom Weinhund ihres bewährten Kassenboten erfuhr, stand nicht an, auch ihrerseits durch reichliche Gaben unverkäuflichen Weins die Sympathie der Dogge und die Verläßlichkeit ihres Kassenboten zu verdoppeln.

Eines schönen Wintertages, als Christian leicht benebelt seinen Dienstgang erledigte, neben sich die weinselige Dogge, geriet er, da der Hund längst nicht mehr die alte Sicherheit und Wachsamkeit hatte, unter die Räder eines Automobils. Er kam mit einigen Knochenbrüchen davon, mußte aber monatelang zu Bett liegen. Nach seiner Entlassung aus dem Spital feierte er mit „Rih" ein rheinweinfreudiges Wiedersehen. Der Doktor hatte ihm zwar den Wein für lange Wochen verboten, aber Christian wußte es besser. Seinen Dienst konnte er noch immer nicht versehen, und die gräfliche Kellereiverwaltung stellte einen jungen, nüchternen Kassenboten ein. Christian fühlte sich dadurch zurückgesetzt und machte in einem ziemlich groben Schreiben an den Grafen seinem Zorn die nötige Luft. Der Graf ließ sich das nicht gefallen und teilte Christian seine Entlassung mit. Darüber geriet der arme Christian in noch größere Wut, die er mit erheblichen Mengen von Wein hinunterspülte. Er schob innerlich die ganze Schuld an seinem Unglück auf den Hund und traktierte ihn nun fleißig mit Fußtritten. Wenn der Hund dann zu winseln begann, goß ihm Christian aus Zorn den Inhalt seines Schoppenglases über den Kopf. Die Dogge leckte sich sauber und verkroch sich im Küchenwinkel.

Eines Tages begann bei Christian Schmalhans einzuziehen. Er hatte seine Ersparnisse aufgebraucht und Herr und Hund verlebten traurige Tage. Christian erkrankte abermals. Der Arzt besuchte ihn zweimal in der Woche und verplauderte manche Viertelstunde mit dem sonderbaren Patienten. Einmal bat ihn Christian um eine Flasche Wein. Er hatte schon wochenlang keinen Tropfen mehr getrunken. Da gerade Pfingsten war, wollte ihm der Doktor die kleine Freude machen und brachte ihm eine Flasche alten Rüdesheimer. Christians Augen leuchteten. Als der Arzt gegangen war, entkorkte er mit heiliger Scheu die kostbare Flasche und goß einige Tropfen in ein Glas. Schon sprang „Rih" herbei und forderte, ganz unzweideutig, seinen Anteil. Christian dachte aber gar nicht daran, das seltene Pfingstgeschenk mit seinem Hund zu teilen und korkte eifersüchtig die Flasche wieder zu. Als er sich abends zu Bett begab, stellte er die Flasche ins höchste Fach des Küchenschranks. Ein Glas voll goß er sich für die Nacht aus. Dieses Glas rückte er dicht neben sein Lager. Nachts erwachte er vor jähem Scherbengeklirr. Die Dogge war ins Schlafzimmer eingeschlichen und hatte das Weinglas vom Stuhl geworfen, um seinen Inhalt erreichen zu können. Christian schoß im Bett hoch und dachte an nichts anderes als an den knappen Rest, der noch in der wohlverwahrten Weinflasche war. Mit einem Fluch jagte er den Hund aus dem Zimmer und begab sich pantoffelschlürfend in die Küche. Die Dogge folgte ihm. Als Christian die Weinflasche vom Regal herunterlangte und sich ein neues Glas kredenzte, richtete sich der Hund an ihm hoch. Verlangend sahen die Doggenaugen auf Christians Hände, die das Glas hielten. Da packte den Alten die Wut, und er gab dem Hund einen Tritt, daß der Küchenstuhl umkippte. Dann trank er auf einen Zug sein Glas leer. Hohnlachend hielt er dem Hund das leere Glas unter die Nase. Die Dogge sog den Duft zähnefletschend ein und knurrte begehrend. Christian goß sich ein neues Glas ein und prostete damit dem Hund zu. Dann setzte er das Glas schmatzend an die Lippen und tat einen tiefen Zug. Der Hund umkreiste ihn erregt. Als Christian das Glas wieder vom Tisch nehmen wollte, um den Rest